

Franzosenkinder in Bischofszell 1871/72 : aus den Tagebüchern von Pfarrer David Zündel (1829-1892)

Autor(en): **Schoop, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **124 (1987)**

Heft 124

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franzosenkinder in Bischofszell 1871/72

Aus den Tagebüchern von Pfarrer David Zündel (1829–1892)¹.

Zur Einführung

In seinem um 1890 verfassten Tagebuch, das Frau Hedwig Labhart-Reber in Wabern abgeschrieben hat, meint der Ortspfarrer von Bischofszell, kleine Gemeinwesen hätten wenig Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen. Dankbar erinnert er an die Memorabilien von Stadtschreiber Diethelm² und an die Schriften von Johann Adam Pupikofer³. Durch den Geschichtsschreiber angeregt, habe seinerzeit Präsident Scherb⁴ eine Art Chronik angelegt, die in der «Literaria»⁵ jeweils verlesen wurde. «Es wäre dankenswert, wenn dieselbe aus dessen Nachlass enthoben und an sicherem Ort aufgehoben würde.» Leider führe die Gesellschaft dieses Amt eines Chronisten nicht weiter, und doch böten die vergangenen dreissig Jahre, eine «Zeit neuer Entwicklung Bischofszells», für eine Chronik viel Stoff: Renovation und Umbau der Kirche, Neueinrichtung des Spitals, Gründung eines Fremdenspitals, Erwerbung eines eigenen Sekundarschulgebäudes, Vereinigung des Dienstbotenfonds, Gründung von Knechten- und Gesellenläden fallen in die sechziger Jahre, «kündeten eine Periode glücklicher gemeinsamer Werke an. Dann kam die neue Kantonsverfassung⁶ und mit ihr die Ausscheidung des Bürgergutes. Hand in Hand damit folgten seit 1860 die Bestrebungen für eine Eisenbahnverbindung, welche 1873 ihren glücklichen Abschluss fanden⁷. An sie schlossen sich die weniger erquicklichen kirchlichen Kämpfe um die Liturgie, in welchen Bischofszell sich die Festhaltung des apostolischen Glaubensbekenntnisses erkämpfte. Zugleich wurde die Leihkasse auf breitere Grundlage gestellt und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.»

Pfarrer Zündel berichtet in seinem Tagebuch, wie die grossen Welt-Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges ihre Schatten auf das kleine Gemeinwesen warfen. In dieser Zeit hat Bischofszell einige Dutzend Franzosenkinder als «Victimes de guerre» (Kriegsopfer) in der Gemeinde aufgenommen, anderthalb Jahre beherbergt und unterrichten lassen. Was der Ortspfarrer auf der Reise nach Montbéliard erlebt hat, woher diese Kinder stammten, ist in den folgenden Auszügen zu lesen.

Albert Schoop

Inhalt

Die Bourbaki in Bischofszell	47
Hungersnot in Frankreich	48
Der Pfarrer von Bischofszell reist ins Kriegsgebiet	50
Belfort	52
Auswahl der Kinder in Montbéliard	54
Besuch auf dem Schloss	55
Transport der Kinder in die Schweiz	56
Hilfe in der Not	58
Neue Schwierigkeiten	60
Das Rote Kreuz hilft	60
Empfang in Mülhausen	62
Stille in Basel – herzliche Aufnahme in Bischofszell	64

- 1 David Zündel von Schaffhausen. *1829, ordiniert 1853, Pfarrverweser in Wagenhausen, daneben biblische Sprachstudien, Schrift über den Propheten Daniel. 1862 als Nachfolger von Dekan Johann Adam Pupikofer Pfarrer in Bischofszell. † 1892. (G. Sulzberger, Biographisches Verzeichnis der Geistlichen ... TB 4/5 S. 125, 157.
- 2 Diethelm Johann Caspar Dr. med. 1705–1767, Stadtschreiber von Bischofszell, hinterliess Memorabilien der Jahre 1747–1759. (HBL S. 719). Memorabilia Episcopocellana t. III ab anno 1760.
- 3 Johann Adam Pupikofer 1797–1882, Helfer, Pfarrer und Dekan in Bischofszell, Geschichtsschreiber des Thurgaus (vgl. Hans Ulrich Wepfer, J.A.P. TB 106 S. 3 ff.).
- 4 Präsident Scherb: Dr. Jakob Christoph Scherb 1771–1848, Oberamtmann.
- 5 «Literaria» Bischofszell: Seit 1850 bestehende traditionsreiche kulturelle Vereinigung, die Vorlesungen, Vorträge und Konzerte veranstaltet.
- 6 Vgl. Margarete Burkhart. Die Entstehung der thurgauischen Kantonsverfassung von 1869. TB 100 1964.
- 7 Literatur über die Bischofszeller Bahn: Albert Knoepfli, «Lange Geschichte einer kurzen Strecke», 60 Jahre Bischofszeller Bahn (Gossau - Sulgen). Bischofszell 1936. 100 Jahre Bischofszeller-Bahn (Sulgen - Gossau) 1876–1976. Festschrift Mai 1976.

Die Bourbaki in Bischofszell

«Am 28. Januar 1871 war ein 21tägiger Waffenstillstand zwischen Franzosen und Deutschen geschlossen, in den aber der Kriegsschauplatz der Bourbakischen Armee in den Departements du Doubs, du Jura et Côte d'Or nicht eingeschlossen war. Am 1. Februar ereilte diese unglückliche Armee ihr Schicksal. Die auf zirka 80 000 Mann herabgeschmolzene Armee trat bei Pontarlier in das neutrale Gebiet der Schweiz über⁸, und es galt, den Löffel zu finden⁹, um dem unglücklichen Nachbarland Barmherzigkeit zu üben. Und man fand ihn, und fand ihn auch in Bischofszell. Nicht Angst, sondern Wetteifer erfüllte jedes Dörfchen; man war gespannt, ob man auch Franzosen bekommen könnte. Verschwunden waren in einem Augenblick die alltäglichen politischen und konfessionellen Differenzen. Jeder wartete nur mit Ungeduld, ob sie bald kommen. Am 8. Februar erschien Herr Pfarrer Nagel sel. auf meinem Zimmer: «Herr Pfarrer, setzen Sie all Ihren Einfluss, alle Kräfte der Stadt in Bewegung; morgen kommen 432 Franzosen, wie ? wissen Sie schon; die Regierung sorgt für Unterkunft und Nahrung, die Gemeinde für Kleidung und Schuhe.

Aber wie das im Sturm organisiert war! Herr Notar Müller und Armenpfleger Anderes wissen davon zu erzählen. In (im Haus?) Nr. 1 wurde das Depot eingerichtet. Noch ehe sie da waren, hatten Frauen und Jungfrauen das Unerwartete geleistet: der Saal glich einem Kleidermagazin; Türme von Kleidern, Haufen von Schuhwerk, Socken, wollene Strümpfe, warme Unterkleider, Hemden und Lingerie sammelten sich, und der Eifer nahm nicht ab, bis ein jeder seine trockenen Kleider und seine tüchtigen Schuhe hatte. Später kamen mächtige Kisten von Holzschuhen von der französischen Intendanz, sie waren kaum mehr nötig, sie wurden vielfach verkauft.

8 Die französische Ostarmee unter General Clinchant, die am 1. und 2. Februar 1871 die verschneiten Jurapässe überschritt und sich in der Schweiz internieren liess, zählte über 87 000 Mann. Mitte Februar waren 4133 Franzosen im Thurgau, Bischofszell waren 432 zugeteilt worden. Peter R. und Elke Jezler, Peter Bosshard: Asyl für 87 000. Der Übertritt der Bourbaki-Armee in die Schweiz 1871. Wallenwil TG 1986.

9 «den Löffel finden» = alter umgangssprachlicher Ausdruck für «einen Ausweg finden»

Aber unvergesslich prägte sich der Anblick ein, als es hiess, sie kommen die Poststrasse hinauf. Ich vergesse die lautlose Stille nicht, mit der sie kamen und empfangen wurden. Ich sah viel Tränen und Händeringen bei den Frauen; aber man ehrt das Unglück der Männer mit Schweigen.

Voran ohne Trommelschlag und am Schluss eine Compagnie währschafter schweizerischer Wehrmänner im besten Waffenschmuck – dann in ziemlich geordnetem Zug zu 4 Mann schleppte sich's daher: Moblots, Infanterie, untermischt mit anderen Waffengattungen, wobei die Zuaves und Turkos nicht fehlten. Man wurde unwillkürlich an den Rückzug aus Russland erinnert: müde, abgemattete Gestalten durchgehends kleiner Statur, militärisch, aber schleppenden Gangs zum letzten Ruhequartier, wo ihrer endlich Ruhe und Pflege harrte; ohne Offiziere, aber von strammen Wachtmeistern geführt – und in welchem Zustand! Die Montur doch noch sichtbar, aber mit Binden um den Hals, mit verbundenen Köpfen, am erbarmungswürdigsten war das Schuhwerk in dem nassen Schnee. Viele in Socken, ausgetretenen Schuhen, andere mit Lappen umwunden, einen sah ich, der hatte sich Zigarrenkistchen an die Füsse gebunden; 9 sind ein Opfer des Lazarettfiebers geworden. – Item, sie bekamen es gut – sonst hätten sie nicht ein Jahr nachher aus dem Departement du Doubs zur Dankbarkeit anlässlich der Überschwemmungen im Rheintal eine Gabe von mehreren hundert Franken an die Regierung geschickt: «pour les inondés de Bischofszell.» Sie hatten das Thur- und das Rheintal verwechselt.

Wenn die Deutschen meinten, man werde den Löffel nicht finden für so viele unerwartete Gäste, so hatten sie sich an der schweizerischen Hausfrau verrechnet: ihr, die ein bescheideneres Haus führt als die deutsche, gebührt nach meiner Überzeugung der Siegeskranz für jene friedliche Invasion; denn es war ein Feldzug der Barmherzigkeit, in welcher die viel bekritteltete nüchterne Haushaltungskunst der Schweizerinnen eine unerschöpfliche Wohltätigkeit entfaltete und den Sieg gewonnen hat. Wieviel unsere Einquartierung gekostet, weiss ich nicht, nur so viel, dass, als unsere Mittel erschöpft waren und doch noch ein Saldo von 3 – 400 frs zu decken blieb, ich aufs Geratewohl an das Hülfskomitee in Genf schrieb und mit umgehender Post ohne weitere Worte das Geld empfing.

Hungersnot in Frankreich

Noch lagen die Internierten bei uns, als Ende Februar ein Notschrei nach dem andern kam über die Hungersnot, welche in den Departements du Doubs und Saône ausbreche. Jetzt kam die Probe an unsere Bauernsame, und sie bestand sie nicht minder gut. Da frug man nicht, ob katholisch oder reformiert,

sondern ganze Wagenladungen von Kartoffeln und Brennholz gingen Tag für Tag von hier und der Ostschweiz an das Hilfskomitee von Mülhausen¹⁰.

Und abermals war Hülfe not. Eine stattliche Soeur Grise¹¹ thurgauischen Ursprungs, Benedicta Traber, vom Kloster Belle Nagny bei La Chapelle, kam zu den katholischen Pfarrämtern der Ostschweiz und klagte, die Klöster um Belfort vermöchten die Menge armer Kinder nicht mehr zu fassen, welche infolge der Verwüstung und der Krankheiten, an denen die Eltern litten, bei ihnen Zuflucht suchten. Sofort wurde Anstalt getroffen, solche Victimes de guerre in die Schweiz aufzunehmen. Namentlich zu Baden im Aargau wurde eine ganze Colonie eingerichtet, aber auch in Bischofszell und Umgegend wurden viele katholische Kinder in Pfarrhäusern und bei Privaten untergebracht. Mitte März gelangte nun an das evangelische Pfarramt dahier ein Schreiben von einem mir damals noch unbekanntem, seither innig verbundenen Herrn Vischer-Sarasin¹² etwa folgenden lakonischen Inhalts: «Man liest in den katholischen Zeitungen, dass in Bischofszell viele katholische Kinder von Belfort untergebracht werden. Wissen Sie, dass die Not in dem protestantischen Montbéliard ebenso gross ist? Schreiben Sie nur, wieviel evang. Kinder Sie unterbringen können, wir wissen der Not nicht zu wehren.»

Da zeigte sich denn, dass unsere lieben Hausfrauen auch noch Kinderlöffel übrig hatten. Kaum hatte ich das hier und da mitgeteilt, dass ich gesonnen sei, in dem Sinne dem Hülferruf zu entsprechen, dass diese Kinder ein Jahr hier Unterkunft, Pflege und Unterricht bekommen, um alsdann ihren Eltern wieder übergeben zu werden; für Kostgeld werde nötigenfalls gesorgt, so kam ein wahrer Wettstreit in unsern Mittelstand: die einen wollten einen Knaben, die andern ein Mädchen, diese ein kleines Kind, jene einen 17jährigen. Manche wollten adoptieren, andere das Kostgeld für ein bis zwei Kinder übernehmen, dort L. und B. ein Mädchen nicht über 11 Jahre. Auch an Spott fehlte es nicht: Ein Herr fand, wenn's sein sollte, wollte er die Mädchen lieber über 17 Jahre; der Herr Pfarrer soll sich dann nur gefasst machen, eine Stube voll heimatloser Schlingel erziehen zu müssen. Genug, hier zeigte sich, was ein währschafter Bürgerstand in Zeiten der Not leisten kann und will. Schon nach einer Woche konnte ich an das Hilfskomitee in Basel telegraphieren: «25 hiesige Familien

10 «Ich muss aber leider beifügen, dass nicht alles den Bedrängtesten zugut kam, wie ich selbst gesehen. Soweit die Eisenbahnverwaltung provisorisch unter preussischer Aufsicht stand, ging alles gut; aber die französischen Hilfskomitees dirigierten sie aus Patriotismus direkt nach Tanne-Marie und Belfort. Dort war keine Ordnung: ich habe selbst gesehen, wie die mit Liebesgaben beladenen Wagen abseits aufs äusserste Geleise gestellt wurden und ohne Aufsicht unabgeladen dastanden, während vom Felde her die blousen-behangenen Landsleute kamen und ungeniert abluden und stahlen, ohne gestört zu werden. Die Deutschen bekümmerten sich nur um ihr Kriegsmaterial und liessen es geschehen», berichtete Pfarrer Zündel.

11 Soeur Grise = Graue Schwester von der Heiligen Elisabeth, Kongregation barmherziger Schwestern. La Chapelle zirka 6 Kilometer nördlich Belfort.

12 Vischer-Sarasin entweder Adolf, Seidenhändler, oder Eduard, Architekt. Eduard His, Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts. Basel 1930 S. 143.

hoffen sehnlich auf Bericht, ob sie Kinder aus den verlassenen Gegenden Frankreichs erwarten können oder nicht.»

Ich meinte, man werde sie uns hierher schicken. Statt dess kam die lakonische Depesche: «Kommen Sie selbst, aber bald!» Wo sie zu holen seien, war nicht gesagt.

Der Pfarrer von Bischofszell reist ins Kriegsgebiet

Also reiste ich – in der geschäftsvollsten Zeit vor Ostern, am 24. März, auf gut Glück nach Basel, um sie dort bei ihrem Patron, Vischer-Sarasin, abzuholen. Angelangt, stand der schon auf dem Perron und liess mich gar nicht aus dem Wagen heraus: «Wo sind die Kinder?» «Holen Sie sie selbst auf dem Kriegsschauplatz! Hier haben Sie eine Empfehlung an Herrn Pasteur Sahler in Montbéliard. Hier ist das Billet und Geld; hier das rote Kreuz, damit die Preussen Sie durchlassen! Der Zug geht gleich fort. Gott sei mit Ihnen!» – und fortging, nach Frankreich hinein. – Als ich mich aus meiner Verblüffung erholt hatte, fiel mein Blick auf die Karte mit dem roten Kreuz. Sie war eingerichtet, dass man sie als Armband oder wie einen riesigen Orden hätte auf der Brust tragen können; wahrhaftig, da stand mein Name drauf: David Zuendel, Pasteur suisse, Membre de la Croix Rouge Internationale, recommandé par l'Ordre du Général Treskow.

Noch hatte ich Zeit gehabt, in Basel heimzutelegraphieren, dass man für Stellvertretung auf Sonntag sorgen müsse, indem ich schwerlich vor Montag heimkehre. Und nun erfuhr ich schon im Waggon, dass ich mich auf keine Vergnügungsfahrt gefasst machen dürfe. «Wohin reisen Sie?» «Nach Montbéliard!» «Was fällt Ihnen ein, die Preussen lassen niemand durch. Ah, Sie sind vom Roten Kreuz! Aber wie wollen Sie hinkommen, die Brücke von Tanne-Marie ist zerstört.» «Es wird sich zeigen!» In Mülhausen angelangt, standen schon die Preussen vor dem Schlag; aber meine Karte wirkte wie ein Talisman, sie liessen mich passieren. Da traf ich zum Glück die Schwester Benedicta (Traber), jene stattliche Nonne mit dem Kreuz geschmückt und mir alle Empfehlungen anbietend; ich solle im schlimmsten Fall meine Zuflucht nur in ihrem Kloster La Chapelle suchen.

Auf dem Platz fing die Komik und Tragik an; es war alles voll Militär: unheimliche Gruppen, hier von Offizieren und dort von französischen Blousenmännern. Im Gedränge hörte ich auf einmal klirren: wahrhaftig! Die Schildwache hatte vor uns beiden salutiert. Im gleichen Augenblick wurde ich angeredet: «Ah, Zündel, bist Du auch ein Schlachtenbummler?» aber plötzlich verstummte der Mann, es war ein alter Schulkamerad Scheuchzer, der sich als vakzierender¹³ Apotheker den Kriegsschauplatz ansehen wollte. Wie der aber Au-

¹³ vakzierend = herumziehend

gen machte, als er seinen Freund an der Seite einer Nonne, und dazu von der Schildwache salutiert, sah! – Kaum hatten wir unsere Erfahrungen ausgetauscht, so sahen wir eine Gruppe Offiziere den Blousenmännern nähertreten. Nach kurzem Kommando und Widerreden blitzte plötzlich ein Offizierssäbel auf – ein Schrei – ein Getümmel – als ob man sich an einen dränge, der am Boden liegt. Näherzutreten schien nicht ratsam, aber man deutete uns mit Achselzucken an, gerade jetzt sei die Spannung zwischen Militär und Zivilisten am höchsten; wer nur muckse gegen Offiziere, werde mit dem Säbel behandelt.

So froh ich unter solchen Umständen war, dass mein 1. Schulkamerad sich nicht mir anschloss, so leid tat es mir, von der schützenden Minerva, der überall mit Achtung begrüßten Schwester Benedicta Abschied zu nehmen. Sie reiste in die Schweiz zurück – ich aber nahm den Zug, soweit er noch fahrbar war, nach Tanne-Marie, wo ich ziemlich ratlos mich nach einem Gefährt nach Belfort umsah. Meine Nachfrage beim Postamt war resultatlos: die stationierten preussischen Offiziere erklärten mit Achselzucken, dass jede Verbindung gehemmt sei. Dagegen half mir die Entdeckung, dass ich Schweizer und nicht Deutscher sei, der arme Kinder nach der Schweiz hole, zum Vertrauen der eingeschüchterten französischen Bevölkerung. Ein Blousenmann zupfte mich am Rock und gab mir zu verstehen, dass ich ihm folgen soll. Er führte mich in ein abgelegenes stilles Haus und dort hinauf bis ins Dachzimmer. Wie erstaunte ich, als ich beim Eintritt in eine übervolle französische Gesellschaft geführt wurde, welche offenbar aus den Honoratioren des betreffenden Ortes zusammengesetzt war. Flüsternd, aber mit französischer Lebhaftigkeit wurde bei gutem Wein und Regie-Zigarren die Unterhaltung geführt und der schweizerische Gast mit einer Flut von Liebenswürdigkeit begrüßt, von der ich das Wenigste verstand. Was da mir alles mit lebhaftester Gestikulation geklagt, gefragt und erzählt wurde, ich weiss es nicht mehr, aber wie ein Engel wurde ich behandelt; das Hauptgespräch drehte sich offenbar um die exorbitante Friedensforderung der Abtretung von Provinzen¹⁴. Aber alles in einem gedrückten Flüstern. Es war eine eigentümliche Gesellschaft: am oberen Tisch erinnere ich mich doch, Honoratioren mit langen Pfeifen gesehen zu haben; weiter unten bis zum einen Tischende lauter Leute mit Blousen, aber das Gespräch und die Physiognomie war viel zu fein für Ouvriers; es mussten wohlhabende Bauern oder Gutsbesitzer sein; oder sollten das vielleicht Flüchtlinge in Bauernverkleidung sein? Meine Vermutung bestätigte sich bald.

Ich frug nach Gelegenheit, direkt nach Montbéliard zu gelangen. Davon, hiess es, sei keine Rede, die Strassen seien zerstört. Aber über Belfort? Da trat so ein Blousenmann an mich heran: «Nehmen wir einen Char zusammen, ich reise heut' noch nach Belfort.» So befanden wir uns bald auf einem Leiterwagen, und schnell gewann er Zutrauen zu mir und schüttete mir seinen patriotischen

¹⁴ Abtretung von Provinzen: das Deutsche Reich verlangte von Frankreich im Friedensvertrag die Abtretung von Elsass-Lothringen

Schmerz aus: «Ach, mein Herr, wenn sie uns doch nur noch mehr Milliarden gefordert hätten, aber zwei Provinzen! Ich beklage mich nicht über ihre Kriegsführung, nicht über mein und meiner Familie Schicksal, aber über diesen Frieden. Ich bin Präfekt von ... (ich weiss nicht mehr in welchem Bezirk) in Lothringen. Sie haben mich abgesetzt und des Landes verwiesen, weil sie mir nicht trauten. Meine Familie sitzt gefangen. Ich kann nicht anders, ich kehre als Bauer verkleidet wieder zurück.» Je näher wir Belfort kamen, je mehr weihte er mich in die entsetzliche Lage seiner Umgebung ein. «Sie suchen protestantische Bevölkerungen? Hier links von Chatelard liegen drei evangelische Dörfer: Nommay, Vieny-Charmont, Sochaux. Wenden Sie sich an den Pasteur Mayer! Schlimmer dran sind da die protestantischen Dörfer St. Susanne, Ayrion, Baviillier, da ist alles geraubt, auf der Seite von Héricourt gegen die Lisaine, Belle Verne, Vertlois. Am schrecklichsten steht's in La Beyrouse, da sind 27 Häuser, in Chevremont 18 Häuser niedergeschossen. Hier in der Nähe ist das zerschossene protestantische Dorf Donjontin und andere.» Es war aber schon zu dunkel, um die Zerstörung zu sehen.

Belfort

Wir waren noch ca. eine Stunde von Belfort und noch sah ich die Festung nicht. Doch war's noch hell genug, um links hinter dem Hügel, der die Strasse hinaufführte, gewaltige Erdwälle und Batteriegräben zu bemerken. Das Belagerungsgeschütz war aber bereits entfernt. Es stellte sich heraus, dass die Geschütze die Festung gar nicht in Sicht hatten, sondern durch den hohen Hügel gedeckt auf eine Stunde Entfernung die Festung beschossen.

Vor der Stadt Belfort angelangt, verliess mich mein seltsamer Reisegefährte. Er riet mir, als Schweizer in einem Gasthaus der nordwestlichen Vorstadt «Zum Roten Kreuz» einzukehren; dort endlich abgestiegen, erwartete mich ein seltsamer Empfang. Das Haus sah zerschossen und löchrig aus, wie alle Häuser links und rechts von der Strasse, doch sah man überall schon Alles in Reparatur. Als ich deutsch redete, wollte mich die Wirtin schon gar nicht hineinlassen. Hochrot vor Zorn erklärte sie, hier sei ja nichts mehr zu finden. «Aber doch ein Nachtquartier?» «Da sehen Sie», sagte sie, offenbar in der Furcht, durch Weigerung dann deutsche Exekution zu provozieren. «Hier ist die Wirtstube, die deutschen Obus¹⁵ haben durchs Haus geschlagen, wir wohnen im Keller und haben nichts mehr als Reis.» Wirklich sah die Decke nicht schön aus – in der Mitte ein Loch und strahlenförmig die ganze Decke zerrissen, der Boden nass, wohl vom Feuerlöschen. Sie machte ganz den Eindruck einer durch die tägliche Todesgefahr wütend und trotzig gewordenen Französin. Aber auf einmal änderte sich das Wetter. Als sie aus meiner Karte und meinem Schweizerdeutsch

15 Obus = Artilleriegeschosse

sich überzeugte, dass sie keinen Deutschen, sondern einen Schweizer vor sich habe, der sich armer französischer Kinder annehme, war sie wie umgewandelt. Sie führte mich ins Nebenzimmer, entschuldigte sich, dass sie keine ganzen Tassen mehr habe, brachte doch noch einen guten Kaffee zustande und rüstete mir aus den in den Keller geflüchteten Bettstücken ein ganz feines Lager mit gesticktem Bettüberwurf her. Da sie kein Wort deutsch verstand, hatte ich Mühe, der aufgeregten Frau zu folgen. Aber ihrem Deutschenhass liess sie freien Lauf. Mit Vergnügen schilderte sie, wie wenig die Preussen gegen die Festung vermocht hätten, all ihre Angriffe zurückgeschlagen, eine ganze Compagnie, in ihrem eigenen Minengang überrascht, getötet worden seien, und wie sie seit einem halben Jahr von Reis und Conserven im Keller gelebt haben. Auch jetzt seien Lebensmittel kaum aufzutreiben. Sie wollte mir kaum etwas abnehmen für ihre Bewirtung, und besorgte mir am Morgen ein Fuhrwerk nach Montbéliard, das ich aber erst ausserhalb der Stadt besteigen konnte.

In seltsamer Weise kontrastierte auf dieser Fahrt der herrlichste Frühlingssonnenschein mit den schrecklichsten Bildern der Zerstörung. Links oben erblickte man die Festung, die Häuser an der Strasse alle mit zerschossenen Dächern, doch in emsiger Reparatur begriffen; der Ausgang der Vorstadt durch eine Barrikade mit Wall und Graben versperrt; rechts und links standen die Kanonen noch in Batterie. Draussen beim zerschossenen Bahnhof erwartete mich mein Wägelchen, das ich aber selten bestieg, um mir die Strasse genauer anzusehen. Hier musste zwischen Montbéliard und Belfort gekämpft worden sein, denn die Strassengraben waren da und dort mit frischem Schutt zugedeckt. Bei näherem Betrachten sah ich, dass es *Gräber* waren, aus denen hie und da ein Monturstück – Käppi oder Stiefel – hervorragte. Die Strasse war vor tiefen Leisen kaum fahrbar, doch sah ich Engländer auf Velocipeden an uns vorbeifahren.

Auf halbem Weg gegen Montbéliard erzählte mir ein Dorfbewohner, den ich mitnahm, wie viel sie gelitten und wie lange, aber leider! umsonst sie auf Entsatz gehofft hätten. «Ach, noch vorigen Monat (Febr.) sahen wir, wie freudig die Festung mit Feuerwerk und Freudenschüssen die Armee Bourbakis begrüsst: sie war nur noch vier Stunden Entfernung hinter Montbéliard und Héricourt. Sie kündete sich Nacht für Nacht durch Raketen an. Wir zweifelten nicht an derem siegreichem Durchbruch. Aber diese Prussiens! Das Entsetzlichste waren ihre Obus (Haubitzenkugeln). Nicht der Schuss, aber deren Platzen im Dorf gab eine Detonation, dass manche davon das Gehör und den Verstand verloren. Und doch sind nicht alle geplatzt; gefüllte *«Zuckerstöcke»* können Sie bei uns holen, soviel sie wollen.» Mich erinnerte das an die Klage des Götz von Berlichingen, der sich über die unritterliche Schiesspulverkunst nur wegen des verfluchten *«Klöpfens»* beklagte.

Auswahl der Kinder in Montbéliard

In Montbéliard war mein Absteige-Quartier im Gasthaus des Treize-Cantons, und um so lieber, je mehr mir diese Wirtshausschild bewies, dass die Eidgenossen von den Zeiten der Burgunderkriege her noch in guter Erinnerung stehen. Bei meinem Besuch im evangelischen Pfarrhaus war ich von der Persönlichkeit des würdigen Pastors Sahler überrascht. Ein Greis von ca. 80 Jahren, hager, aber elegant, mit dem Band der Ehrenlegion geschmückt, stand der Mann in einer erdrückenden Arbeitslast so ruhig und gewandt, als ob er 50 Jahre jünger wäre. Ich fand ihn gerade im Gespräch mit einem Abgeordneten britischer Hilfsvereine, welcher sich auf englisch über alles Mögliche erkundigte, Zahl der Armen, Kranken, Verwundeten etc., dem der gute Pastor geduldig Antwort gab, bis er sich empfahl und ihm eine schöne Anzahl Banknoten in die Hand drückte. Damit konnte ich freilich nicht aufwarten; aber um so herzlicher begrüßte er mich, als er mich als den annoncierten Bischofszeller erkannte.

Gleich am Nachmittag machte er mit mir den Rundgang zu den Armen und Elenden, um deren Kinder es sich handelte. Ich sollte selbst auswählen aus seiner grossen Liste und selbst von der Not mich überzeugen. Erlassen Sie mir die Einzelheiten dieser Rundgänge in den Armenquartieren, namentlich längs der Stadtmauern. Eine so dekrepide¹⁶ Bevölkerung, physisch und moralisch heruntergekommen, habe ich noch nirgends gesehen. In Friedenszeiten waren hier Uhrenarbeiter mit gutem Verdienst, jetzt sah hier das Elend sozusagen zu Tür und Fenster heraus; dunkle Spelunken, in denen die Väter und Mütter an den schwarzen Blättern im Bett lagen, vor der Haustür die Kinder in zerrissenen Kleidern, – aber lustig spielend.

Mit welcher Höflichkeit aber der Pasteur dieses Proletariat behandelte und die schnapsdünstenden Kranken mit Mesdames et Messieurs anredete, deren Klagen und Drängen mit grösster Geduld anhörte, mich ihnen vorstellte als der Retter, dem sie ihre Kinder anvertrauen dürften – pour s'instruire en Suisse –! Aus allen Haustüren kamen sie heraus, mit Kindern, Säuglingen, Jammergestalten mit verbundenen Köpfen, geschwollenen Gesichtern, überall voll Ehrfurcht vor ihrem greisen Papa Sahler. So etwas, kann man, glaub' ich, nur in Kriegszeiten sehen. Die ganze Bevölkerung mahnte mich an nasse Fliegen, die halb lebend, halb sterbend, sich herumschleppen. Ich überzeugte mich bald, dass ich diese Rundgänge nicht fortsetzen könne; denn man fing an, mich auf der Strasse anzuhalten, mir Kinder vorzustellen, auch liefen mir Haufen von halberwachsenen Strassenjungen nach und riefen beständig: «Monsieur, nous voulons aller en Suisse!»

Natürlich verständigte ich mich mit Herrn Sahler über die Liste der Notleidendsten, deren Väter entweder tot oder blatternkrank waren, deren Kinderzahl es nötig erscheinen liess, und nicht die Zudringlichsten, sondern die Un-

¹⁶ dekrepide = hier: durch Not geschwächt

glücklichsten wurden bevorzugt. Das hinderte nun freilich nicht, dass ich auch im Gasthaus keine Ruhe mehr hatte. Selbst vor der Haustüre sammelten sich die Leute: bis abends 11 Uhr fand ich keine Ruhe vor Audienzen. Am Ende nahm ich zu einer halben Notlüge Zuflucht: ich machte zwei Kategorien: die 27 Plätze, über die ich verfügen konnte, waren längst im Einverständnis mit Herrn Sahler belegt. Aber das Elend brachte mich auf den Gedanken, wieder zu kommen, und so legte ich mir eine zweite an, ebenso gross, von solchen, die ich jetzt nicht mitnehmen könne, aber wenn möglich bei einem zweiten Besuch berücksichtigen werde. – Jedenfalls galt es, so schnell wie möglich von Montbéliard wegzukommen. Das war aber keine Kleinigkeit: denn woher Fuhrwerke nehmen? Alle Strassen ruiniert, die Leute verlangten ganz verrückte Preise – 200 Frs bis Tanne-Marie. Ich fand Hülfe auf der Mairie, wo ich wegen Heimatscheinen der Kinder unterhandeln musste und sehr zuvorkommend behandelt wurde. Dennoch wollte sich nichts finden, bis mir des Abends die Mairie berichtete, wenn ich gar nichts finde, so gebe es morgen Gelegenheit: eine Partie Kohlenwagen gehe morgen retour, um Steinkohlen bei der Station Tanne-Marie zu fassen. Wenn mir das genüge, koste das nichts. Wie froh war ich!

Besuch auf dem Schloss

Den letzten Nachmittag begab ich mich heimlich auf das Schloss, das unter Werder in eine formidable Schanze, den Mittelpunkt jener Positionen zwischen Belfort und der Lisaine umgewandelt war. Dort stand ich vor den gewaltigen Schanzen mit der herrlichsten Aussicht ins Flachland, bis ich es wagte, mich dem preussischen Wachtposten zu nähern. Gegen alles Erwarten war der junge Pommer, als den ich ihn bald erkannte, ganz freundlich; wieder einmal deutsch zu hören, führte mich herum und liess sich mit mir in ein Gespräch ein: «Wie geht's?» – «Ach, schlecht, wir möchten heim zu Muttern und können nicht, schlechte Nachrichten von Paris!» Der wusste schon von dem eben ausgebrochenen Aufstand der Commune. «Aber Sie sehen ja so gut aus, mit roten Wangen, so jung und frisch, Sie sind wohl noch nicht lange eingerückt?» – «Was meinen Sie? Ich habe die ganze Campagne durchgemacht. Bei Wörth hat's angefangen, aber bei Gravelotte ist's ecklig gewesen. Bei der Lisaine war's auch schlimm, wir hatten eine dünne Linie, aber», sagte er, «der liebe Gott ist mit mir gewesen, ich habe wenig Schaden genommen.» Der liebe Gott ist mit mir gewesen! Das Wort habe ich nicht vergessen. Hätte man, so dachte ich im stillen, das Wort wohl auch von einem schweizerischen Milizen gehört? Mir kam vor, mehr als nur der deutsche Schulmeister, aber die schlichte Gottesfurcht und ehrliche Frömmigkeit habe diese Urmärker zum Siege geführt. Der einfachste Soldat schämte sich seines Gottes so wenig wie sein oberster Kriegsführer. «Übrigens», sagte er, «nehmen Sie sich in acht hier, wenn's dunkel wird, durch die Strassen zu gehen, wenn Sie deutsch sprechen. Wir stehen hier sehr schlecht mit

der Bevölkerung; gestern noch ist einer in der Dämmerung erdolcht worden, wir dürfen nur unser vier durch die Strassen». Dem hab' ich auch ein Trinkgeld gegeben und ihm Gottes Geleit zu glücklicher Heimkehr zu Muttern gewünscht.

Transport der Kinder in die Schweiz

Am frühen Morgen hatte ich meinen Kindern das Rendez-vous vor der Stadt angekündigt, sieben tiefe, schwarze, schwere vierspännige Kohlenwagen standen als militärischer Train bereit zur Abfahrt. Eine grosse Volksmenge war um uns her; ich erklärte ihnen so gut als möglich den Zweck meines Unternehmens: pour s'instruire en Suisse – das gefiel ihnen sehr, aber weniger die Kohlenwagen. Die Kinder hatten doch ihre besten Kleidchen an. Aber sie hatten ja die Wahl. Übrigens besiegte jedes Bedenken die ungeheure Reiselust der Kinder. En Suisse! En Suisse!

Von Tränen sah ich nichts, aber jedes wollte das erste sein in den tiefen Kohlenwagen. Aber nun gab's noch peinliche Szenen, als alles, auf drei Wagen verteilt, bereit zur Abfahrt war. Da kamen noch Mütter und baten, auch noch ihr Kind mitzunehmen; es ging nicht. Da eilte noch ein Pasteur von Don-Cour herzu: «Herr Bruder! nehmen Sie noch dies fünfjährige Kind, es ist Waise, die Mutter im Zuchthaus, vaterlos, der Grossvater niedergestochen, aber es hat niemand mehr, es muss adoptiert werden.» Und eh ich mich versah, hing es sich im Wagen an mich. Ich hüllte es in einem Shawl ein und hielt es so in der Schlinge, dass es mir nicht hinausfallen konnte, denn die Plätze waren besetzt (das war Adèle Contjean), und so setzte sich der Zug in Bewegung. Schon beim ersten Dorf deutete die Kleine zum Wagen hinaus: «Voilà notre maison, là ils ont tué Grand-papa!»

Glücklicherweise begleitete mich eine Schwester von La Chapelle, die mir bei allen Bedürfnissen der Kinder beistehen musste. Bald war auch eine gewisse militärische Ordnung organisiert. Leon Ramel war Caporal, jeder Wagen hatte seine Offiziere; was diese lebhaften Französchchen höchst gaudierte, wie sie wirklich auch stramm Disziplin hielten.

Langsam bewegte sich der Zug gegen Belfort. Dort stieg ich beim Bahnhof aus, um unsere Ankunft in Basel zu avertieren¹⁷ und in Mülhausen für Decken zu sorgen. Aber, o weh! In dem zerschossenen Bureau zuckte der preussische Offizier die Achsel: «Der Telegraph ist nur für Kriegszwecke und fungiert schlecht genug. Gehen Sie in das Bureau der Stadt!» Draussen bat ich die Schildwache, mir doch den nächsten Weg zum städtischen Bureau zu weisen. «Pah – Sie sehen, es ist kein direkter Weg, gehn Sie man nur nach der Leitung! (Er meinte, den Stangen nach). Aber schon waren meine Fuhrleute eine halbe Stunde voraus – ich musste das Telegraphieren aufgeben.

¹⁷ avertieren = anzukündigen

Schon war's Mittag und wir noch nicht weit über Belfort hinaus, als die Kinder anfangen, über Durst zu klagen. Ich vertröstete sie auf das nächste Dorf; als wir endlich dort anlangten (den Namen weiss ich nicht mehr) liessen die Fuhrleute vor dem Gasthaus halten. Hier sollte man zu Mittag essen. Aber als meine Kinder ausstiegen, schauten zu allen Fenstern riesige bayrische Kavalleristen heraus. In der Wirtstube war alles blau gefüllt. Doch wussten sich meine französischen Fuhrleute noch ein Tischchen zu ergattern; aber für die Kinder schien kein Platz übrig. Da erhob sich der Offizierstisch. «Hier wird's uns zu schwül», mit dieser Bemerkung befahlen die feinen schlanken Herren ihre Pferde, und – einen eleganteren Abritt habe ich noch nie gesehen — sie sprengten davon. Aber nun was zu essen? «Tout mangé, Monsieur!» – «So bringen Sie Bier!» Ein spöttischer Blick auf die Bayrischen Dragoner deutete an, dass alles ausgetrunken sei; dagegen war noch Milch zu haben. Nun ist mir aber die gutmütige Haltung dieser bayrischen Riesen unvergesslich. Sie rückten zusammen, bis ein Tisch frei war für die Kinder, die nun mit Herzenslust Milch aus Gläsern tranken, mich selbst wollten sie durchaus an ihrem Tisch haben. «Wissens», sagten sie, «wir haben auch 'nen braven Pfarrer z'Haus, der bet't für uns, aber der ist doch noch anders, der is selber kummen!» Ich war eben dran, meine letzten Reise-Zigarren unter sie zu verteilen, da klopfte mir mein nächster Fuhrmann von hinten auf die Achsel und flüstert: «Monsieur, n'oubliez pas vos camarades!» Schleunigt musste ich, was ich noch hatte, die Franzosen mit den Deutschen teilen lassen.

Das führt mich zu der seltsamsten Erinnerung. Meine Fuhrleute waren Orleanisten: «Dans trois mois, le prince d'Orléans sera Président de la France», meinte einer auf der Weiterfahrt. Ich befand mich auf der hintern Seite des zweiten, mit Kindern besetzten Kohlenwagens, um dem dritten wie dem ersten gleich nahe zu sein, als uns ein Trupp preussischer Soldaten erreichte, darunter zwei Trompeter. Ganz ungeniert schwang sich eine Partie auf die hinteren Wagen, aber unverschämter die beiden Trompeter; sie drängten sich auf den vordersten Wagen links und rechts vom französischen Fuhrmann. Nicht lang ging's, so bliesen sie den Preussenmarsch, und gleich nachher stimmten die andern aus Leibeskräften ein: Ich bin ein Preusse, will ein Preusse sein! – Waren meine Kinder schon verduzt durch diese höchst ungebetenen Passagiere, so wurde meinen Fuhrleuten die Sache zu viel durch das provozierende Preussenlied. Auf einmal war der Lärm los hinten und vorn. Namentlich der leitende Fuhrmann vorn protestierte gegen die Trompeter, er stehe im Dienst der Mairie de Montbéliard, und nicht unter Preussen, und ebenso lebhaft begann es bei den nachfolgenden Wagen zu werden. Es war hohe Zeit, dass ich während des Fahrens abstieg, um namentlich beim vorderen Wagen Friede zu machen. Natürlich konnte der ganze Convoi nicht zum Stehen gebracht werden. Ich schwang mich heraus und verfehlte den Tritt; ganz gemächlich trampelten die Pferde des hintern Wagens über mich, dann die Vorderräder des schweren, vol-

len Kohlenwagens über meine Brust, dann hörte ich ein herzerreissendes Jammergeschrei der Kinder, während ich auf allen Vieren in den Strassengraben kroch – ich wusste einen Augenblick nicht mehr, wie mir geschah, denn der ganze Zug zog ungerührt von mir weiter fort. Aber bald kam ich wieder zur Besinnung, stand auf den Beinen und konnte wieder meinen Wagen besteigen. Die Preussen waren verduftet, die Kinder waren wieder getröstet, dass ihr Pasteur noch stehen und gehen konnte. Und so kamen wir endlich in dem langersehnten Tanne-Marie an: es dämmerte schon und die Verlegenheiten häuften sich. Zu allererst bedurfte ich eines Schneiders, denn wenigstens meinen Beinkleidern hatte der Unfall arg mitgespielt. Ich konnte nur vom Wagen in eine Bude springen, wo ein freundlicher Maître-Tailleur mit viel Geschick die klaffende Wunde für den Augenblick zu heilen wusste. Sofort eilte ich aufs Telegraphen-Bureau, um dort wegen der Weiterfahrt zu unterhandeln. Aber wieder erklärte der kommandierende preussische Offizier, dass der ganze Bahnverkehr für Kriegszwecke beschlagnahmt sei, und ebenso war der Telegraph gestört, um allfällig von Mülhausen her Fuhrwerke zu acquirieren. – Ich erreichte meine Kinder wieder auf offener Strasse vor einem Gasthause. Die Fuhrleute erklärten, um keinen Preis weiter zu fahren; dagegen bestürmte mich eine Schwester, die meine Verlegenheit sah, mit der Bitte: «Kommen Sie nur zu uns nach dem Kloster, wir nehmen Sie mit Freude auf.» Ich unterhandelte mit den Fuhrleuten, dorthin zu fahren. «Das ist noch vier Stunden von hier, das geht nicht». So zogen die Wagen fort, ich aber war mit den Kindern auf der Strasse im Dunkeln.

Hilfe in der Not

Vor uns ein geräumiges Gasthaus – aber der Wirt erklärte, absolut keinen leeren Raum zu haben. Aus dem Parterre aber scholl es heraus: «Lieb Vaterland kannst ruhig sein.» Über und über war alles mit Militär überfüllt. Ich fand nun die Situation gar nicht zum «ruhig sein»; immer lauter redete ich auf den maître d'hôtel ein, er sei verpflichtet, für mein Geld mir und meiner Familie Platz zu schaffen, damit wir wenigstens nicht länger auf der Strasse stehen müssten. Ich war schon im Begriff, mich nach der preussischen Intendanz zu erkundigen, um von ihr im Namen des Roten Kreuzes kategorisch Hülfe und Vorsorge zu fordern, als ich mich von hinten auf die Achsel geklopft fühlte. Im Umwenden sah ich einen freundlichen Zivilisten, der mir zutraulich ins Ohr flüsterte: «Venez avec moi!» – «Mais les enfants?» – «Eh bien, Monsieur, venez avec les enfants, je vous conduirai.»¹⁸

Er führte mich vor ein anderes Gasthaus, hiess die Kinder freundlich einen Augenblick draussen warten und bat mich, hineinzukommen. «Je vous présente, Monsieur le maire, ce pasteur suisse qui s'occupe de nos victimes de guer-

¹⁸ «Folgen Sie mir!» «Und die Kinder?» «Wohlan, mein Herr, kommen Sie mit den Kindern, ich werde Sie führen!»

re.»¹⁹ Ich stand vor einem stämmigen Elsässer, dessen Wirtsstube voll von preussischen Offizieren war. Er sass im Lehnstuhl am Ofen und frug mich leise deutsch: «Wieviel Kinder haben Sie?» – «27!» «Und die haben kein Quartier?» – «Noch nicht» – «Und nichts gegessen?» – «Etwas Milch seit Morgen früh – aber ich wünsche nur Ihre Anweisung für einen Gasthof, das Weitere besorge ich; wir reisen in die Schweiz!» «Was Gasthof?» sagte er, «Sie sind mein Gast.» Und, mir das Wort abschneidend: «Johann, Johann! Geh aufs Rathaus und bestelle Quartiere! 27 Matratzen mit Decken, und ebensoviel Portionen Habermus, aber schnell, in einer Stunde!» — Das war nun freilich Hilfe in der Not; man denke sich; die übermüdeten Kinder im Finstern auf der Strasse, wartend auf ihren Pasteur, der jetzt ihr einziger Versorger war, als es hiess: Kinder, eingestanden, vier und vier, rechtsumkehrt, wir gehen aufs Rathaus, – allons donc! Was das ein Jubel war! Wir begegneten gerade wieder dem preussischen Kommandanten, der jetzt freundlicher, fast verlegen, mich begrüßte: «Ah, Sie haben jetzt Hilfe gefunden?» – «Ja, mein Herr», antwortete ich, «bei der französischen Bevölkerung.» Eine Stunde darauf lag meine kleine Karavane im tiefsten Schlaf, besorgt von einer Sœur grise, und ich begab mich sorgenfrei zu meinem Gastfreund, dem originellen Herrn Maire. Wahrhaftig, jener Abend ist mir noch in lebhafter Erinnerung! – Das geräumige Schenkzimmer war zwischen Familie und Preussen verteilt. Längs der Fenster allerlei Wachtmeister und Corporäle hinter vollen Flaschen Elsässer Wein; der Wand entlang der Offizierstisch mit feinem Geflügel, Braten und versiegeltem Flaschenwein, mit schnarrendem Norddeutsch. Am grossen Kachelofen die Familie: Er wieder im Lehnstuhl, rechts die Mutter, links wurde ich mit einem Wink gewiesen, Platz zu nehmen; dann Tochter, Mägde, Bäckerknecht, der bewusste «Johann», Hausknecht etc. Es war ein bescheidenes Nachtessen, aus allerlei Geschirr zusammengesetzt, so dass, ich weiss nicht wie, ich mich entschuldigen wollte, aber mit dem lakonischen Wort zurecht gewiesen wurde: «*Sie sind mein Gast!*» Nun fing ich eben doch an, mancherlei zu erzählen und zu fragen, kam aber wieder ganz letz an; der mächtige Hausvater drückte mich auf den Fuss und winkte mir mit den Augen nach dem flaschenbedeckten Offizierstisch hinüber; ich verstand ihn. Ausser dem Tischgebet und dem lauten: «Sie sind mein Gast» wurde nichts gesprochen. Und doch fehlte der Humor nicht. Auf einmal drückte der Maire sein Weinglas sachte an das meine, das er gefüllt hatte, ohne dass es klingen konnte, schaute mich an und trank mir zu! – das war unsere stille Unterhaltung.

¹⁹ «Herr Bürgermeister, ich stelle Ihnen den Schweizer Pfarrer vor, der sich unserer Kriegsoffer annimmt.»

Neue Schwierigkeiten

Am nächsten Morgen wäre alles recht gewesen, wenn ich nur nicht bald genug hätte erfahren müssen, dass die einfachsten Wohltaten der Zivilisation nur so weit reichen, als Friede ist. Wär' ich nur in Mülhausen, so stände ich mit der ganzen zivilisierten Welt wieder in Verbindung, aber so leichten Kaufs sollte ich das rettende Ufer noch nicht erreichen.

Mit aufrichtigstem Dank hatte ich am Morgen von meinem biederem Maire Abschied genommen, fand meine Kinder gekleidet, gewaschen, gekämmt und mit trefflichem Frühstück versehen auf dem Rathaus und wurde mit ächt französischem Jubel begrüsst: *En Suisse, En Suisse!* – Aber länger durfte ich sie nicht auf dem Rathaus lassen. Ich zog mit ihnen auf den Bahnhof, um den nächsten Zug nach Mülhausen abzuwarten. Den nächsten Zug? – Ja, mit halb höhnisch, halb mitleidigem Blick bekam ich vom preussischen Offizier Antwort: «Mit dem nächsten Zug? Wissen Sie denn nicht, dass der Bahnverkehr nur für Kriegszwecke offen ist? Ich kann Ihnen Billette geben, aber wann der nächste Zug fährt, ist nicht sicher: sonst um 11 Uhr, aber Sie sehen, wieviel Kriegsfuhrwerk aufzuladen ist. Zwar ist die Eisenbahn formell in französischer Zivil-Verwaltung, aber sie muss sich nach unsern Bedürfnissen richten.»

Wohin nun mit den Kindern bis zum nächsten Zug? Zurück ins Rathaus schickte sich doch nicht wegen ein paar Stunden; dagegen konnte man sie noch weniger auf freiem Feld lassen, denn der Boden war vom Kriegsfuhrwerk ganz durchweicht, und die Sonne fing an zu brennen. Von einem Wartsaal aber, geschweige denn einer Kantine, war nichts zu sehen, dagegen war alles, Wege, Schienen und freies Feld mit lauter Caissons, Kanonen, Belagerungsgeschützen überstellt. Endlich plazierte ich sie in einem Schuppen, um wenigstens Schatten zu finden. Dagegen blieben meine Bemühungen um Unterkunft und Erfrischung in einem etwas entfernten Wirtshaus erfolglos. Unterdessen hatte ich Zeit genug, das Kriegsmaterial zu betrachten, das nach Aussage der Offiziere zuerst verladen werden müsse.²⁰

Das Rote Kreuz hilft

Es war schon über Mittag, als unsere Lage unerträglich wurde. Ein Zug ging eben nicht, die Mittagssonne griff die Kinder an, sie schmachteten nach Wasser, baten um Milch und liessen sich mit keinem Versprechen baldiger Weiter-Reise mehr beschwichtigen. – Da machte ich einen letzten Versuch mit den preussischen Bahnbeamten; ich bat sie mit Berufung auf mein rotes Kreuz, die Kinder doch wenigstens in die leeren Waggons steigen zu lassen. Wieder dieses widerwärtige Achselzucken! Da kam die Hülfe in der Not. «Wo ist denn Ihre Intendanz?» hatte ich eben gerufen, als ein grosser, vornehm aussehender Offizier

²⁰ Pfarrer Zündel schildert im folgenden lebhaft den im Sumpf eingesunkenen Artilleriepark.

mit der Armbinde des Roten Kreuzes auf mich zuschritt. Sofort wendete ich mich an ihn: «Mein Herr, Sie sehen, dass ich vom Roten Kreuz und beauftragt bin, armen Franzosenkindern ein Asyl in der Schweiz zu verschaffen; 27 Kinder warten seit heute morgen vergebens auf Weiterfahrt, – nach Mülhausen; so oft ich mich an Ihre Offiziere wende, finde ich keine Hülfe, trotz meiner Berufung auf General Treskow. Auch jetzt verweigert Ihr Militärbeamter sogar die Zuflucht in Waggons, während doch der französische Zivil-Bahnangestellte dazu seine Zustimmung gibt. Ich bin Schweizer und neutral, aber das habe ich von den Deutschen nicht erwartet und bitte Sie, Zeuge dieser Behandlung zu sein, über die ich sofort Klage beim General einreichen werde.»

Das schlug nun allerdings durch; der hohe Offizier mit dem goldenen Bändchen an der Mütze sah, dass ich hochrot vor Zorn war und nicht mit mir scherzen liess. «Mein Herr», sagte er sehr höflich, «beruhigen Sie sich, es soll gesorgt werden. Unsere Leute sind überhäuft mit Arbeit. Man hat mir leider keinen Bericht gemacht von Ihrer Angelegenheit. Ich bin von der Intendanz im Dienst des Roten Kreuzes unter Fürst Pless und komme soeben von Strassburg. Von Ihrer Sendung wussten wir nichts, warum haben Sie uns nichts davon mitgeteilt? Wo sind Ihre Schutzbefohlenen?» Ich wies auf die ferne Baracke, wo das arme Trüpplein stand. Jetzt wurde aber auch der Herr Ober-Intendant, oder was er war, zornig. «Sofort, Herr Lieutenant, lassen Sie die Waggons aufschliessen, Sie sind mir für Ihre Handlungsweise verantwortlich! Wann geht der Zug? – «Frühestens in einer Stunde.» – «Sie werden für einen Extrazug besorgt sein, wenn unsere Verbindungen noch länger sich verspäten.»

Mit welchem Jubel die Kinder in die geöffneten Wagen sprangen, als diese plötzlich so dienstfertig geöffnet wurden! Jetzt erst konnte der Johanniter-Ritter, denn als solcher entpuppte sich die vornehme Persönlichkeit, dies arme, durstige und doch lustige Franzosenvölklein in der Nähe betrachten. Bald sah er, was fehlte. «Aber die Kinder haben doch zu Mittag gespeist?» – «O nein, seit heute früh nichts mehr, es ist auch nichts aufzutreiben, wenn sie nur Wasser hätten!» – Jetzt winkte er seinem Diener, unter dessen Leitung sie an einem Pump-Brunnen Wasser fanden. Gleich darauf gab er einem zweiten einen Auftrag. «Ich tue, was ich kann, mein Herr! Auch wir haben nichts, aber Sie sollen doch etwas bekommen. Haben Sie Geduld, ich habe nach Mülhausen telegraphiert und Bericht, dass man spätestens sie haben werde (50 frs., Gabe der preussischen Internationale). – Unterdessen setzten wir uns zum Gespräch «Sie sind aus der Schweiz? Aus welcher Gegend? Ostschweiz, Thurgau? Ach, dann kennen Sie Herrn Pupikofer²¹, mit dem ich bekannt bin?» «Gewiss, ich bin sein Nachfolger in Bischofszell.» «Nun, da bin ich nicht unbekannt, ich bin nämlich auch Schweizer meiner Abstammung nach. Kennen Sie die Familie von Scher-

21 Pupikofer vgl. Anmerkung 3.

rer auf Casteln^{22?}» – Blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf und leider nur zu schnell fuhr ich heraus! Hier ist meine Karte: Pfarrer Zündel – nicht wahr, ich habe die Ehre, mit Herrn Baron von Hottingen von Vevey zu sprechen?» – Etwas betroffen bejahte es mein vornehmer Johanniter-Ritter und suchte nun in allerlei gegenseitigen Familien-Berührungen und Erinnerungen eine sehr unangenehme Angelegenheit zu ignorieren, die uns einst vor ca. 17 Jahren, da ich noch in Wagenhausen war, in peinliche Correspondenz setzte. Es handelte sich damals um ein Werk der Barmherzigkeit an einem armen, halb taubstummen Knaben, den ich unterrichtet, konfirmiert und versorgt hatte und dessen Spur als Angestellter bei Escher-Wyss & Cie. verloren gegangen ist. Ach, der Arme stand in nur zu naher Beziehung zur Familie meines Johanniters, und obwohl manche Frage über diesen dunklen Punkt jener Familie uns beiden auf den Lippen lag, so froh waren wir, unterbrochen zu werden durch die beiden Burschen des Barons, welche mit grossen Päckchen unter den Armen in die Coupés der Kinder eintraten. Jedem Kind eine weisse, riesige Tafel verabreichend, enthüllte sich aus dem Papier und Staniol die trefflichste Schokolade. Das war nun ein echt preussisches Mittagmahl, wofür ich heute noch dem Deutschen Reich dankbar bin. Bald darauf brauste eine Extrazug-Lokomotive von Mülhausen daher, um per Extrazug die Kinder dorthin abzuholen. Es war ein wirklich bewegter Abschied, den ich von dem edlen Mann nahm. Wir waren uns beide einmal zur rechten Zeit zugesandt. Er wusste wohl, wie ich einst ihm in einer kummervollen Angelegenheit seiner Familie unbekannter Weise Dienst geleistet – und wie hatte er mir nach 17 Jahren diese Dienste in einer Stunde der Not an meinen Adoptivkindern vergelten können! Mit vielsagendem Händedruck liess er mich ziehen, mir noch eine 50-Mark-Note in die Hand legend. Gott vergelte ihm, was er für uns getan hat! Ich habe weder von ihm mehr etwas gehört, noch von dem armen Pflegebefohlenen seines Hauses, dem ich einst seinen Lebensweg bahnte.

Empfang in Mülhausen

Unvergesslich bleibt mir als Finale unser Empfang in Mülhausen, den jedenfalls eine Depesche des Barons veranlasst hatte. Es mochte bereits halb drei Uhr sein, als unser Extrazug in die Halle Mülhausens einfuhr und ich herausstürzen wollte, um so schnell wie möglich einen Zug nach Basel zu gewinnen und unsere Ankunft dort zu avertieren. Aber so schnell ging die Sache nicht; ich stürzte fast in meinem Eifer einem feinen Herrn in die Arme, der unmittelbar unter dem Wagen hielt. «Pardon, Monsieur n'êtes vous pas ce pasteur suisse avisé qui a l'amabilité ... Wie – Wo ...? das war offenbar der Anfang einer offi-

22 Scherer auf Chastel: St. Galler Bürgerfamilie, seit 1794 im Besitz von Schloss Chastel bei Tägerwilen. Letzter Vertreter: Max von Scherer 1848–1901. HBLs VI 163.

ziellen Ansprache; ich konnte aber nicht durch und musste wieder auf den Wagentritt zurück. «Ah, Monsieur», fing der Herr wieder an «certainement vous êtes ce pasteur honorable ... etc.» Jetzt sah ich erst, dass der Mann in feinsten Tenue stand, schwarzem Frack, weisser Halsbinde, Zylinder in der Hand, hinter ihm vier andere als Deputation in gleicher Haltung, mit Handschuhen und weisser Weste. Nicht genug, hinter diesen Herren eine Menge von Damen in schwarzer Seide, die sich im Nu an alle Wagenfenster drängten, um die Kinder in Empfang zu nehmen. Aber was diese für Augen machten, als sie derart sich von der Notabilität Mülhausens empfangen sahen. Schon in die offenen Wagenfenster hinein warf man ihnen Sträusse, Bonbons etc. hinein; sie konnten fast nicht herauskommen, die Damen hoben sie heraus, die Herren und Damen ergriffen mir nichts, dir nichts die Kinder an der Hand und führten sie auf den Perron. Wo war da noch meine Kontrolle? Mein wohlbekannter Appell? In wunderschönem Französisch suchte ich gegen solche liebenswürdige Räuberinnen zu protestieren: sie müssten beisammenbleiben, ich müsse Billette nach Basel kaufen, ich könne mich nicht von den Kindern trennen. «Ah, Monsieur soyez sans peine, c'est déjà arrangé, veuillez avoir la bonté d'entrer ici²³.» Man führte mich in ein feinstes Extra-Cabinet des Bahnhofs, welches schon mit sechs Gedecken geziert war; war das «le Comité» oder die Mairie oder welche Behörde? – ich bat, mich doch zu den Kindern zu lassen, ich bedürfe ja nichts, aber diese müssten beisammen bleiben. Damit kam ich längst zu spät, die hatten sich höchst willig entführen lassen, wohin wusste ich nicht. Der Perron war leer, aber die feinen Herren bedeuteten auch mit halb komischem Lächeln, dass ich mich jetzt fügen und fêtieren lassen müsse. Für die Kinder sei von den Damen schon gesorgt; der Herren Sache sei es, mir Gesellschaft zu leisten. Ich überliess mich also meinem Schicksal, aber mit der Bedingung, dass wir halb 5 Uhr nach Basel fahren könnten. Nach dem Dîner kam ein preussischer Feldarzt und stellte sich mir als Dr. Eiffel vor, er sei bereit, den Gesundheitszustand meiner Kinder zu untersuchen und mir ihre Nummern in mein Carnet zu notieren. Ich besitze sein Gutachten noch mit No. I, II und III, und er hat es leider nur zu gut getroffen. Unsere kleine Joséphine Poisot, die mit No. III bezeichnet war und später in Bischofszell bei Frau Sauter so sorgfältig gepflegt wurde, ist die einzige, die hier gestorben ist. Offenbar war jener Arzt als deutschredend beauftragt, mir speziell die Honneurs zu machen. Er schlug mir, nachdem die Herren sich empfohlen, einen Rundgang durch das Kriegslazarett vor, was ich umso lieber acceptierte, als ich der französischen Unterhaltung enthoben war, und ich benützte, nachdem wir Saal für Saal besucht, die Gelegenheit, um ihm einen kleinen persönlichen Kummer anzuvertrauen. «Ich traue meinen Rippen nicht recht, seit ich gestern unter die Räder unserer Kohlenwagen gekommen bin.» «Nun, das wollen wir gleich untersuchen. Hier in diesem Zimmer ziehen Sie sich aus!» Ich weiss noch wie heute, mit welchem preussischem Schneid er mir

23 «Mein Herr, seien Sie ohne Sorge, das ist bereits angeordnet. Treten Sie hier ein.»

das Resultat mitteilte: «Wenn Sie ein Bauer wären, würde ich Ihnen eine Salbe verschreiben, so aber sage ich Ihnen, Sie haben keinen Schaden genommen!»

*Stille in Basel,
herzliche Aufnahme in Bischofszell*

Präzis um halb 5 Uhr waren meine Kinder alle wieder auf dem Platz, begleitet von den freundlichen Damen. Aber wie verändert! Man hatte sie gewaschen, gekämmt, gespeist und mit allen möglichen Dingen: Überzieher, Armstösschen, Halstüchern, Handschuhen usw. versehen. Jedes hatte etwas in der Hand, noch in den Waggonen boten sie ihnen Esswaren, selbst Schiefertafeln, Bleistifte, – kurz, mir war, als ob das ganze Frankreich diese seine Kinder geküsst hätte. Ich wusste nicht, was ich mehr neu finden sollte: die Noblesse, mit der diese enfants français behandelt wurden oder die hübsche Noblesse, in der diese Kinder das selbstverständlich fanden und wirklich artig verdankten. Item: Frankreich ist eine noble Nation!

Im fast komischen Gegensatz zu diesem unvergesslichen Empfang in Mühlhausen stand der in Basel. Auf die gehobene Stimmung des Kriegsschauplatzes folgte in zwei Stunden die trivialste Nüchternheit der Friedensgegend. Obwohl avertiert, fand sich keine Seele auf dem Bahnhof Basel ein, um uns wenigstens zu weisen, wohin wir gehen sollten.

Eilen wir rasch über diesen einzigen Schatten hinweg, der in Basel auf dieses menschenfreundliche Werk gefallen ist; genug, dass nach peinlichem Hin- und Her-geschoben-werden die ermüdeten Kinder endlich auf dem Estrich eines Hinterhauses, wo die Wäscherinnen der vornehmen Häuser ihr Quartier hatten, untergebracht wurden und wir uns aus den Händen des edlen Hülfskomitees plötzlich in diejenigen der Basler Waschfrauen überliefert sahen. Ich verstehe jetzt die tragische Antwort Herrn Vischer-Sarasins auf meine Frage: Warum muss sich denn das fromme Basel für seine Gastfreundespflicht an das kleine Städtchen Bischofszell wenden? «Im Vertrauen: Basel hat für jeden Wohltätigkeitszweck Geld, aber für persönliche Bemühung finde ich weder bei unsern Reichen noch unserm Bürgerstand viel Unterstützung».

Dennoch wurden die Kinder am nächsten Morgen trefflich zur Reise hergerichtet und beschenkt. Ja, es war höchste Zeit, sie endlich an ihren Bestimmungsort zu bringen, denn die hohen Häuser, die strahlenden Läden hatten es ihnen angetan. Mit Schrecken sah ich, wie sie sich schon aus den geschenkten Münzen Handschuhe, Halstücher und allerlei Flitter angeschafft hatten. Glücklicherweise hatte das Wetter umgeschlagen und sie waren froh, vor dem kalten Wind und Schneegestöber in den warmen Waggonen Zuflucht zu finden. Manche Gabe für die Pflege dieser Kinder wurde mir noch von Mitreisenden verabreicht, namentlich auf dem Bahnhof Zürich. Einen freundlichen Ab-

schluss der Reise bildete der herzliche Empfang in Bischofszell. Er übertraf alle Erwartungen. Das war nicht bloss eine gewohnheitsmässige Wohltuerei en gros, sondern eine persönliche, wahrhaft mütterliche Liebe, mit der hier diese Kinder aufgenommen wurden. Binnen einer Viertelstunde waren die Wagen leer, und jedes Büblein und Mägdlein an der Hand unserer Mütter und Töchter in ein wirkliches Vaterhaus geführt, wo es mit aller Liebe, die unsern bürgerlichen Familien eigen ist, wie ein Kind im Hause nicht nur gepflegt, genährt, sondern wirklich erzogen wurde.

Einige Schwierigkeiten bereitete der Schulunterricht. Die Regierung unterliess es nicht, Bericht zu verlangen, in welcher Weise wir hier um dessen gesetzliche Erfüllung besorgt seien. Aber man konnte völlig geregelte Auskunft geben: Die 13- bis 14jährigen wurden in die Sekundar- und Primarschule verteilt. Für die Jüngeren wurde eine besondere französische Lehrerin eingestellt. Anderthalb Jahre sind sie so in die schweizerische Schule, in Zucht und Ehrbarkeit eingeführt worden, und noch manches Band herzlicher Eltern- und Kindesliebe hat sich in dieser Zeit zwischen Pflöglingen und Pflegeeltern geknüpft. Einige sind hier und in der Umgegend adoptiert worden und heute glücklich verheiratet. Eins, das Zarteste, mit Nummer 111 notierte, ist hier gestorben. Die weitere grösste Zahl wurde im August 1872 wieder durch das evangelische Pfarramt in ihre Heimat gebracht, wo sie von ihren Vätern mit Dankbarkeit in Empfang genommen wurden, die sogar mit einem Andenken glaubten, ihre Anerkennung bezeugen zu müssen.

Bald sind zwanzig Jahre über jene Zeit verflossen, aber noch in manchem Hause lebt eine freundliche Erinnerung an ein Franzosenkind, das damals durch seine Munterkeit und Beweglichkeit ein liebes Familienglied gewesen ist. Bald nachher traten wieder andere Interessen, namentlich die ihrer Vollendung entgegengehende Eisenbahn, in den Vordergrund, und nur eine Denkmünze, die der Regierung für die Wohltätigkeit Bischofszells von dem Departement de la Saône zugeschickt wurde, zeugt im Archiv von Frauenfeld noch von jener Zeit.

Uns aber hat jene Gastfreundschaft Bischofszells bewiesen, dass ein gesunder Mittel- und Bürgerstand heute noch ein besserer Boden ist für die Ausübung persönlicher Barmherzigkeit als noch so viel Reichtum, der sich seiner persönlichen Liebespflichten durch Anstalten und Vereine zu entledigen sucht, und dies das schönste Hausleben ist, an dessen Tisch auch ein armes Kind noch Platz hat, und sich den Segen des Wortes nicht nehmen lässt:

«Wer eins dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.»²⁴

24 Bibelzitat nach Matthäus 18, 5; Markus 9, 37.

